

# Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **39 (1964)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# vom wohnen und leben

# in der

# genossenschaft

*Barbara:*

## **Käufe an der Türe**

Viele, viele Hausierer und Vertreter haben, seit ich eine Hausfrau bin, an unserer Türe geläutet. Am Anfang unseres Ehestandes herrschte Arbeitslosigkeit, und zahllose Menschen sahen sich gezwungen, einen oder mehrere Artikel an den Haustüren zum Kaufe anzubieten oder zu versuchen, eine Bestellung zu bekommen. Man konnte damals aus der Tatsache, daß sie von Türe zu Türe schritten, keinen Schluß auf ihren Arbeitswillen ziehen, weshalb ich auch verschiedentlich Bestellungen aufgab, nicht weil ich die Sachen benötigte, sondern weil ich gutmütig war und Mitleid mit ihnen empfand. Not fördert nicht unbedingt die edlen Seiten des Charakters, wie ich bald einmal merken sollte. Man probierte mich zu «verwünschen» und «verwütschte» mich auch ab und zu, was mich jeweils hintendrein ziemlich verdroß. Niemand hat es gern, wenn er realisiert, daß er über den Löffel balbiert worden ist. Der erste, der mich auf den Säbel lud, war ein Hemdenreisender. Er überredete mich dazu, für meinen Gatten Hemden zu bestellen. Es erübrigt sich wohl, darauf hinzuweisen, daß sie um die Hälfte zu teuer waren und daß der Pappeli, der eine normale Figur besitzt, keine Hemden auf Maß benötigte. Mein ach so Teurer lachte mich um ihretwillen aus. Der Schuh, den ich dabei herausgezogen hatte, ärgerte mich, und ich kaufte keine Maßhemden mehr.

Den nächsten Streich spielte mir ein Emigrant aus Wien, der, wie er mir erzählte, aus politischen Gründen aus Österreich geflüchtet war. Ich offerierte ihm fünf Franken, welche Gabe er stolz ablehnte. Er wolle keine Mildtätigkeit. Er vertrete eine Schweizer Wäschefirma, und er zeigte mir Tischtücher, von denen ich eines zu 25 Franken auswählte. Bald danach erblickte ich das gleiche Tischtuch in einem Schaufenster zum Preise von 15 Franken. Ah drum! Mein Gesinnungsfreund war nicht davor zurückgeschreckt, mich zum Narren zu halten und mich um zehn Franken zu erleichtern. Bis zu einem gewissen Grade vermochte ich es ihm, dem Mittellosen, nachzufühlen, daß er möglichst viel aus mir herauspressen wollte, aber ich schätzte sein Verhalten trotzdem nicht.

Zu gleicher Zeit läutete der Sohn von Bekannten an der Türe. Er hatte seine Stelle verloren und reiste «auf» Seifenflocken. Ich bestellte ein Kilo und später nochmals ein Kilo, worauf der überaus hübsche, liebenswürdige Knabe offenbar dachte, er sei meiner sicher und er könne sich die Anstrengung sparen, bei uns vorzusprechen. Die Seifenflocken langten unbestellt an. Ich häufte Paket auf Paket, bis mir dann doch der Geduldsfaden riß und ich im Geschäft anrief, um zu fragen, was ihnen

eigentlich einfalle, worauf der Segen aufhörte. Den Menschenkundigen wird es nicht verwundern, wenn ich ihm mitteile, daß besagter Windbeutel in seinen älteren Tagen von einer ledigen, erwerbstätigen Schwester erhalten werden mußte.

Ein Fraueli hängte mir Handtücher an, die entgegen ihren Beteuerungen halt doch aus Zellwolle bestanden. Sie läutete später wieder an der Türe, und ich erkannte sie sofort wieder. Als ich ihr sagte, sie hätte mich schon einmal auf den Hut genommen, und das genüge mir, ergriff sie raschestens die Flucht.

All diese und andere kleine Reinfälle, die an und für sich belanglos sind, trugen dazu bei, ein gesundes Mißtrauen in mir zu erzeugen. Einen richtigen Schuhvoll habe ich nie herausgezogen, indem ich nicht ein einziges Mal an der Türe größere Käufe tätigte, und ich glaube, daß dies sehr klug war. Heute würde ich mir erst recht nicht von einem Unbekannten, der eine unbekannte Firma vertritt, etwas aufschwätzen lassen, das ins Guttuch geht. Dazu bin ich zu gewitzigt.

Seit sozusagen alle Menschen, die arbeitsfähig und -willig sind, Arbeit finden, kaufe ich an der Türe grundsätzlich nur noch Invaliden etwas ab. Sie sind mitsamt der Invalidenrente nicht auf Rosen gebettet. Von gesunden Zeitgenossen erwarte ich, daß sie sich in den Erwerbsprozeß eingliedern, weshalb ich ungehalten werde, wenn ich von jemandem an die Türe gesprengt werde, der durchaus in der Lage ist, regelmäßig zu arbeiten. Natürlich hat es immer schon Leute gegeben, die den Zwang, die eine regelmäßige Arbeit unweigerlich bedeutet, verabscheuen, und es wird immer solche geben, die sich davor drücken. Meiner Ansicht nach ist das Hausieren heutzutage, wenn nicht eine Invalidität vorliegt, eine verkappte Art der Bettelei. Nun, wir werden nicht ärmer, wenn wir derartigen Gestalten ein Fränkli überreichen, das sie nachher im Wirtshaus in Bier umsetzen. Meine Eltern hatten, als ich ein Kind war, einen Hausierer als Untermieter in der Mansarde, der jede Nacht betrunken heimwärts torkelte und dazu lallte: «Aus niachts wird niachts!» Wir erheiterten uns riesig über den tiefgründigen Ausspruch, welcher des Wahrheitsgehaltes nicht entbehrt. Auf seine Weise mag der «Friedu» ein Philosoph gewesen sein, was meinen Vater nicht daran hinderte, ihn hinauszuschmeißen. Vermutlich ist der «Friedu» entweder im Suff verkommen oder im Alter in einer Armenanstalt gelandet. Eine Bedrohung im wahren Sinne des Wortes sind Leute von «Friedus» Schlage für die Hausfrau nicht. Fragt man sie, warum sie hausieren, so berichten sie von einer kranken Frau, einem kranken Manne oder kranken Kindern. Ein Zigeunerfraueli schilderte mir reddegewaltig, der Mann leide an Tuberkulose und wie schlecht sie folglich dran sei. Im Hausierpatent, das ich zuletzt zu sehen begehrte, stand zu

lesen: Geschieden. Ich schenkte ihr gleichwohl einen Franken, mit dem sie blitzgeschwind verschwand. Man wird häufig brandschwarz angelogen, aber das macht nichts. Wir werden dadurch nicht lebenswichtig geschädigt.

Aufpassen heißt es bei Vertretern, die unverhofft an der Türe läuten, die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnen und ein Produkt anpreisen, ohne das zu leben es sich nicht lohnt und das sie einmalig billig und vorteilhaft abzugeben haben. Und nur heute. Morgen ist es schon teurer. Handelt es sich dabei um eine Büchse Bodenwiche, à la bonne heure! Der Ankauf eines Kilogramms Bodenwiche kann den Seemann nicht groß erschüttern, obschon sie vielleicht im Laden nebenan zwei Franken billiger ist. Richtig schlimm wird es erst, wenn man sich dazu überlaßern läßt, finanzielle Verpflichtungen einzugehen, die man hintendrein schwer bereut, weil sie untragbar sind. Nach reiflicher Überlegung werden wir uns rätig, daß wir die Geschorenen sind, daß wir zuviel, zu teuer bestellt haben oder etwas, das wir gar nicht brauchen. Unerfahrenheit, Unwissenheit und Dummheit werden von verantwortungslosen Elementen schamlos ausgebeutet. Das Unterschreiben von «Fackeln» hat seine Konsequenzen. Wie oft wir schon von Bekannten, von Genossenschaftlern angefragt worden sind, was sie gegen einen zwischen Tür und Angel unter dem Einflusse eines geschwätzigen Vertreters unterschriebenen Vertrag vorkehren sollten, könnte ich nicht sagen. Vielfach blieb nichts anderes übrig, als zu berappen.

Vor kurzem meldete sich ein Genossschafter bei uns. Seine mündige Tochter wurde des Abends von einem Vertreter heimgesucht, der sie so lange bearbeitete, bis sie, müde und mürbe, eine Wäscheaussteuer für etwa 600 Franken bestellte. Sie huldigte der Meinung, sie könne die Bestellung am nächsten Tage widerrufen. Nach dem neuen Gesetze über Abzahlungsverträge kann man innert fünf Tagen den Kaufvertrag annullieren unter der Voraussetzung, daß der Vertrag unter die gesetzlichen Bestimmungen fällt, was in dem Fall nicht zutraf. Laut Vorschriften des Gesetzes von 1962 muß ein Abzahlungsvertrag zum mindesten auf vier Raten, die Anzahlung eingeschlossen, lauten. Es waren indessen nur drei Zahlungen vereinbart worden, und deshalb war es mit dem Widerruf nichts. Der Vertreter profitierte von dem Halbwissen der jungen Braut. Er war selbstverständlich genau im Bilde über die gesetzlichen Bestimmungen. Die Braut bereute ihre Unterschrift mit Recht tief; denn sie hätte die Haushaltwäsche in jedem Geschäft preiswerter haben können. Mit einer Unterschrift begibt man sich in den Dschungel der Jurisprudenz, in dem sich der gewöhnliche Bürger nicht auskennt, und drum empfiehlt es sich, nichts zu unterschreiben, was man nicht gründlich mit kompetenten Leuten, welche die Tragweite der Verpflichtungen überblicken, besprochen hat. Soweit ich zurückdenken kann, ist jedoch noch nie jemand bei uns erschienen, um sich zu erkundigen, ob er eine Bestellung signieren solle oder nicht. Nach vollbrachter «Tat» kommen sie, und meistens ist guter Rat dann teuer.

Frage: Warum tätigen wir größere Anschaffungen nicht in einem Zeitpunkt, den wir bestimmen, bei einer bekannten Firma, die es sich niemals erlauben wird, uns Waren zu über-setzten Preisen anzudrehen?

### Maibummel der Baugenossenschaft Glattal

Bei strahlend hellem Wetter besammelten wir uns am frühen Morgen des 31. Mai am Bahnhof Oerlikon, ein Grüppchen von 42 Personen, die alle aufs Hörnli wollten.

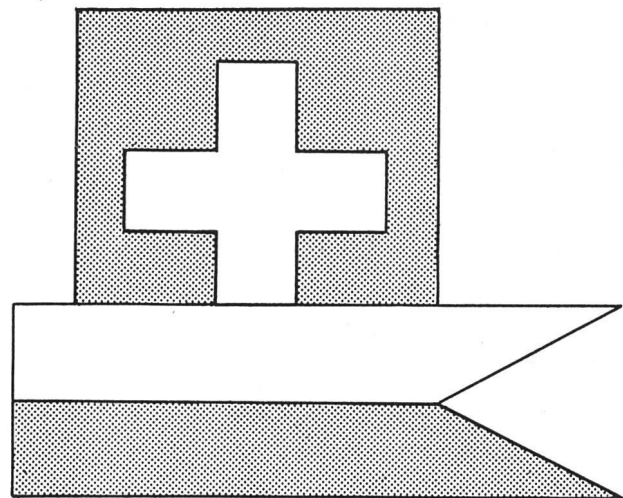
Ab Steg brach man zur Besteigung des Berges auf. Bereits nach den ersten Wegbiegungen zogen die Jungen mit ordentlichem Tempo los, um ja unter den ersten der oben Angekommenen zu sein. Aber nicht lange ging es, und schon fielen einige, die sich zuviel zugetraut hatten, zurück, was die Ältern lächelnd zur Kenntnis nahmen. Während der Anfang der Reise durch Wälder führte, kamen wir nun in blühende Felder und

in von Tausenden Blumen übersäte Wiesen. Der nächste Wegweiser, den wir erblickten, gab an, daß wir nur noch etwa 20 Minuten bis zum Gipfel zu gehen hätten. Einige findige Knaben fanden jedoch eine Abkürzung, eine Treppe, die von einer alten Zahnradbahn herrührte. Also beschloß man, noch ein wenig Treppen zu steigen. Gegen oben, so schien es uns plötzlich, verliefen die Treppen ins Unendliche. Schließlich kamen wir doch, müde und mit einem Riesendurst, ans Ziel. Die letzten wurden von einer fröhlichen Schar empfangen, und viele hatten sich schon ein Picknickplätzchen ausgesucht. Dann wurde wacker Holz zum Cervelatbraten gesucht und angezündet. Während man die Würste briet, wurde viel gesungen, gelacht und allerhand Schabernack getrieben. Auch die von der BGZ gestiftete Suppe schmeckte allen gut. Nachdem sich alle genügend oder auch zu gut gesättigt hatten, verzogen sich viele in den Schatten, um ein kleines Nickerchen zu halten.

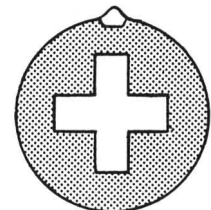
Um 13 Uhr erfolgte der Abstieg nach Bauma. Da es manchmal sehr steil einen Hang hinunterging, bekamen viele «Märängchnü» und meinten, sie könnten nicht mehr auf ihren Beinen stehen. Inzwischen näherten wir uns immer mehr der Töb, die zurzeit nicht viel Wasser führte. Kaum waren die ersten unten angekommen, zogen sie Schuhe und Socken aus und badeten die Füße im kühlen Naß. Einige, die Badehosen mitgenommen hatten, wagten sich sogar ganz ins Wasser hinein. Nach dieser willkommenen Erfrischung zogen wir wieder munterer bis Bauma weiter. Dort strömten nochmals alle in ein Restaurant, um ihren Durst zu löschen. Als Löschmittel wurden ganz verschiedene Mittel angewendet, aber die meisten nützten!

Der Himmel hatte inzwischen sein Aussehen verändert, und es rieselte schon von den schwarzen Wolken herab. In Oerlikon regnete es schon beträchtlich. Aber dies konnte die gute Laune nicht verderben, und wir verabschiedeten uns fröhlich voneinander.

H. u. M. Gr.



Fahnen, Flaggen und Illuminationen finden Sie in reichhaltigster Auswahl im Spezialhaus für Bundesfeierartikel



# FRANZ CARL WEBER

Zürich Baden Aarau Bern Biel Basel Winterthur St. Gallen Luzern St. Moritz Lugano Locarno Sion Lausanne Neuchâtel Genève